

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 25. März 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 30.

Frühlingsahnen.

Der Frühling will Einzug halten. Schon sproßt es in Feld und Flur. Vorbei des Winters Gewalten. Bald blühende, schöne Natur.

Der Vöglein jubelieren. Erfüllt wieder den Wald. Zu Ehr und Preis des Höchsten. Ihr liebliches Lied erschallt.

So hoff' auch, Herz, von neuem. Wie's eben kommen mag. Nach Winters Brausen und Stürmen. Folgt doch ein Frühlingstag.

Eise Ahrens.

Die Partner.

Von Gilbert Hudson.—Deutsch von Louis Kutos.

Beinahe fünf Minuten hatte Cratard kein Wort gesprochen.

In Gedanken versunken stand er, den Rücken dem Ramin zugewandt. Sein markantes, schlaueres, aber scheinbar aufrichtiges Gesicht trug jenes gewohnheitsmäßige, halb mittelbühnische Lächeln — das typische Lächeln eines Rechtsanwalts.

Der andere war ein schwächlicher, fahelblonder Mensch mit schlaffen Gesichtszügen und scheuen Augen. Jenes Lächeln war ihm unangenehm. Er wünschte, Cratard möchte in seiner Rede fortfahren, die er vor fünf Minuten begonnen hatte.

Ja, genau fünf Minuten waren es jetzt.

Er hatte immer abwechselnd auf das Zifferblatt der altmodischen Kontoruhr und in das Gesicht seines Partners geblickt, und beides schien ihm gleich unerforschtlich.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen.

„Du bemerktest vorhin, mein lieber Cratard, daß, wenn alle Stränge reißen —“

„Ja dann“, sagte Cratard, plötzlich aus seiner Träumerei aufwachend, „dann darf man sich auch nichts entgehen lassen — das ist es.“

Er lachte kurz auf und der träumerische Glanz verschwand aus seinen tiefstehenden Augen, als sie dem verschwommenen, aber misstrauischen Blick des Herrn Pelican begegneten. Er sah ihn durchdringend an und Pelican wurde unruhig.

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte er.

„Offen gestanden, Cratard, — ich — ich — tann Dein Benehmen heute Nachmittag nicht ertragen. Ich hoffe — ah — Du hast mir doch nichts übel genommen? Ich — ah — habe Dich doch hoffentlich nicht irgendwie beleidigt? Es sollte mir sehr leid thun, wenn nach so langen Jahren des Zusammenarbeitens etwas zwischen uns treten sollte. Wir sind doch immer so gut mit einander ausgekommen, nicht wahr?“

„Ja, und es wird auch so bleiben“, sagte Cratard, „wenn Du Dich nur weiter so beträgst, wie bisher, und in allen Dingen meinen Rath annimmst. Wenn nicht —“

„Ja, ja, ich bin vollkommen damit einverstanden, daß wir bei unserer gewohnten Methode bleiben, außer — wenn —“

Der kleine Mann schwieg.

„Sprich aus“, sagte Cratard. „Du scheinst mir heute ungewöhnlich misstrauisch zu sein, Pelican.“

„Ich kann mir nicht helfen, Cratard. Du kommst mir heute so — ah — so — verändert vor. Dieser Blick in Deinen Augen, diese Verlogenheit, dieses plötzliche Verschwinden, das macht mich ganz verwirrt. Du sagst mir, Du hättest mir etwas Wichtiges zu unterbreiten. Du zwangst — ich meine, Du batst mich — Dir Theilnahme und Distinktion zu schwören; und dann sprachst Du davon, daß alle Stränge reißen und daß man nicht zu kurz kommen dürfe. Das klingt alles so — ah — so — verdächtig. Wahrhaftig! Ich muß Dir gestehen, Du ängstest mich!“

„Das freut mich“, sagte Cratard, „solange Du Angst vor mir hast, habe ich wenigstens von Dir nichts zu befürchten.“

„Das ist wahr“, schmunzelte Pelican, „worum solltest Du?“

„Dann bleibst mir also nichts anderes übrig, als Dir alles zu erzählen. Ja, ich glaube, ich kenne Dich lange genug, um es zu wagen.“

Ein fast grimmiges Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

„Wagen!“ antwortete Pelican, „das klingt merkwürdig.“

„Was!“ schrie Cratard drohend. „Du erschrickst, Du nimmst Dein Wort zurück?“

„Nein, nein, Cratard, gewiß nicht. Das Wort entfuhr mir unbeabsichtigt. Du kannst mir vertrauen. Du weißt, Du konntest es immer. Ich habe Dich niemals betrogen und werde es auch jetzt nicht thun.“

„Es sollte mir auch um Dich leid thun, wenn Du es thätest“, murmelte Cratard. „Nun, bist Du bereit?“

„Ja vollständig Cratard.“

„Sieh erst, ob die Thür auch fest geschlossen ist.“

Pelican stand auf und ging zur Thür.

„Alles in Ordnung“, sagte er.

„Gut also! — Halt! — Das Sprachrohr! Man kann jedes Wort dadurch unten verstehen, und die Schreiber vergessen oft, es mit der Pfeife zu verschlucken. Hier, nimm dieses Staubtuch und stopfe es in die Öffnung.“

Es war ein alterthümliches Kontor, in dem sie saßen, und in der Ecke des Zimmers, Cratard gegenüber und hinter Pelicans Platz, hing von der Wand ein altes Sprachrohr wie eine todt Schlange herab.

Gehorsam stopfte Pelican das zusammengefaltete Staubtuch in das Rohr. Da er sich dabei nicht sehr geschäftig anstellte, mußte er ein paar Minuten daran herumarbeiten.

Als er sich wieder umwandte, hatte Cratard seinen Platz gewechselt. Er stand jetzt an seinem Pult. Vor ihm stand eine kleine, aber massiv gearbeitete antike Truhe mit eisernen Furnieren.

„Um Gottes willen, was ist das?“ flüchelte Pelican, indem er das Kästchen mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Fertig?“ fragte Cratard ruhig. Pelican nickte.

„Auf Ehre?“ Pelican nickte wieder.

Cratard holte einen kleinen Schlüssel aus seiner Westentasche, steckte ihn in das Schloß, drehte ihn zweimal herum, entfernte zwei Eisenbänder und hob den Deckel auf.

Es glänzte und blühte darin von kostbaren Edelsteinen. Aber noch etwas anderes glänzte und blühte, etwas in Cratards rechter Hand — ein Revolver.

„Verrathe mich“, zischte Cratard, „und ich schieße Dich wie einen Hund nieder.“

Pelican wich zurück und wäre beinahe gefallen.

„Gott im Himmel“, hauchte er, „die Diamanten von Carlshaven!“

„Ja, das sind sie“, sagte Cratard, „was ist dabei? Nimm Dich zusammen und thu' nicht so verückt. Sieh her: Die Belohnung für Deine Verschwiegenheit“ — er wies mit dem Revolver auf die Diamanten — „die Belohnung für etwaigen Verrat!“ — er richtete die Waffe auf ihn. „Was wählst Du?“

„Verschwiegenheit, Verschwiegenheit“ — stotterte Pelican.

„Dann setz Dich und höre, was ich Dir zu sagen habe. Vielleicht nimmst Du erst ein Glas Wasser, das wird Dich beruhigen.“

Eine Karaffe und Gläser fanden in einem leeren Regal hinter Pelicans Platz.

Gehorsam folgte er dem Rath seines Partners und holte sich hastig die Karaffe herbei, indem er keinen Blick von seinem Gegenüber wandte.

Mit zitternden Händen goß er sich schnell ein Glas voll und stürzte es hinunter.

„Donnerwetter, Du bist ein famoser Kerl“, sammelte er, als er sich wieder setzte. „Wie um Alles in der Welt, hast Du sie gefunden? Kein Mensch hat sie je zu sehen bekommen, seitdem die alte Herzogin sie besaß. Sie hatte eine Manie, sie verborgen zu halten.“

„Wo man die Steine finden könnte, nicht einmal in ihrem Testament.“

„Das Testament“ erwiderte Cratard mit Nachdruck, „erwähnt sie überhaupt nicht.“

Pelican sah überascht auf. „Du hast das Testament in Deinem Pult; sieh selbst nach.“

„Aber ich schwöre, daß sie Ihrer Richte, der einzig lebenden Verwandten, die Steine vermach hat.“

„Hole das Testament her und siehe selbst nach!“

Pelican faltete das Dokument auseinander und las es durch. Sein Gesicht veränderte sich in Entsetzen, er sprang von seinem Stuhl auf.

„Menich!“ schrie er heiser. „Das ist nicht das Testament! Das ist eine Fälschung.“

„Ruhe, Dummkopf!“ rief Cratard, „indem er den Revolver auf ihn richtete.“

Pelican setzte sich sofort. Cratard schlich sich nach der Thüre und versiegelte sie. Dann ging er zurück und begann wieder:

„Allerdings ist es eine Fälschung, aber was schadet das? Außer Dir kann sie kein Mensch aufheben. Kein Mensch hat je das Testament gesehen außer uns und den beiden Zeugen, und das sind ungebildete, alte Diener von ihr. Ich bin vergangene Nacht, als Du nach Hause gegangen warst, wieder hierhergekommen und habe bis halb vier Uhr bei dieser Arbeit gearbeitet. Nach Dich nicht lächerlich, Pelican. Du solltest froh sein, daß ich Dir diese ganze schmutzige Arbeit abgenommen habe, und Du nun für nichts und wieder nichts den Profit davon haben sollst.“

„Aber das wirkliche Testament — das Original?“

„Es existiert nicht“, sagte Cratard lakonisch. „Ich habe es mit nach Hause genommen und verbrannt.“

„Jetzt ist vernünftig, Pelican, und ein Drittel dieser Diamanten gehört Dir! Denke daran, was das bedeutet: Ruhestand — und Luxus! Nicht mehr dieser Bürostaub, nicht mehr diese vergifteten Gesegensbücher und Paragraphen — nicht mehr dieses Quälens und Sorgen um eine armselige Existenz in dieser öden Kleinstadt. Ha! Wie ich das hasse! Wie ich das von meiner Jugend an verabscheue habe! Dieses verdammte Kontor! — Dieses verdammte Geschäft! Gib mir Freiheit, Freiheit und Genuß! Und dieses hier wird es uns ermöglichen. Sieh es Dir an, Pelican — betrachte es Dir genau. Läßt Dir nicht das Wasser im Munde zusammen? Juden nicht Deine Finger?“

Das Gesicht des kleinen Mannes war von Bier und Hasbucht entstellt, aber er heuchelte Entrüstung und sagte mit frommem Tadel in der Stimme:

„O, Cratard! Cratard! Ich habe dich immer für einen Ehrenmann gehalten — für die Unbescholtenheit selbst!“

„Und das war ich auch, sozusagen bis jetzt. Es gab ja gar keine Gelegenheit, anders zu sein, und einmal etwas zu riskieren. Aber ich schmiedete mir, als Anfänger habe ich meine Sache nicht schlecht gemacht. Nun, Pelican, Du bist benommen von der Schönheit dieser Steine? Komm jetzt, was willst Du zuerst haben? Ich mache Dir ein glänzendes Angebot. Da Du Dich schlauerweise doch endlich anders besonnen hast, sollst Du zuerst wählen, — nur das Diadem mußst Du mir lassen, das ist nämlich mein Lieblingsstück.“

Pelican starrte den Schmutz unterweilt an.

„O nein“, sagte er demüthig, „ich hätte nie daran gedacht, das Stück zu erbitten. Das ist der Löwenanteil, und der gehört Dir, da Du, wie Du selbst richtig bemerkest, die ganze schmutzige Arbeit geleistet hast. Ein paar von den kleineren Dingen würden mir eher zukommen — Ringe u. dgl.; sie würden — hm! — leichter zu verwerten sein, ohne daß — ah —“

„— übrigens, Cratard, die innere Schachtel sieht merkwürdig flach aus, — Wahrhaftig! — Sollte sie nicht einen Doppelboden haben? Verlaß Dich darauf, da liegt noch ein Schmutz darunter!“

Cratard lachte.

„Pelican, Du bist ein größeres Genie als ich. Ich muß ja blind gewesen sein, daß ich das nicht gesehen habe! Ein Doppelboden, natürlich — hier sind ja zwei Lederzungen, um die obere Lade emporzuheben — so hier

drunter ist ein zweiter Deckel, mit einer kleinen Fallthür in der Mitte. Was mag die für einen Zweck haben? Und hier, wenn man auf diese Knöpfe an der Seite drückt, wird wohl irgend ein Schloß oder ein Riegel sich lösen. Ich will es versuchen.“

Er beugte sich über die Truhe und arbeitete in ihr herum.

Er bemerkte nicht, daß Pelican leichenblau geworden war, als er ihm mit zusammengekniffenen Lippen und brennenden Augen zusah.

Plötzlich hörte er ein Krachen und einen klirrenden, schreitenden Ton und unmittelbar darauf einen übermenschlichen Schrei von Cratard.

Pelican schrie auch auf und tanzte wie ein verrückter im Zimmer herum.

„Berette!“, schrie er. — „Berette!“ Er sprang herzu und ergriff schleunigst den Revolver, den Cratard bei Seite gelegt hatte, als er anfing, die Truhe zu untersuchen. „No, Cratard, hoch mit den Händen.“

Cratard antwortete mit einem müthenden Anrucken und fing an furchtbar zu kluchen. Er stampfte mit den Füßen und trümmte sich, sein Gesicht war vor Wuth und Angst verzerrt aber seine Hände wurden unlösbar in der Truhe festgehalten.

„Gefangen, Cratard, gefangen! Ich bin jetzt der Herr. Du hast mich tyrannisiert und gequält, seitdem ich zu Dir als Partner kam, vor zehn Jahren! Dies ist meine Rache. Ich bin ein schwacher Mensch! Du bist stark! Ich bin ein Ehrenmann; Du bist ein Dieb und Betrüger! Ich bin ein freier Mann; Du bist mein Gefangener. Ich kenne diese Falle seit Jahren! Es ist ein verheißenes hübscher Mechanismus, den ein Vorfahr der Herzogin erfunden hat. Du erinnerst Dich vielleicht, daß sie zwei Finger ihrer rechten Hand verloren hatte. Ich fragte sie eines Tages, welchem Unglück sie diesen Verlust verdankte, und sie erzählte es mir im Vertrauen, Cratard, ganz im Vertrauen. Darum habe ich es Dir auch niemals erzählt. Ich hatte schon von Anfang an kein rechtes Vertrauen zu Dir. Ich hatte stets das Gefühl, daß Du ein schlechter Kerl bist. Aber wie die Verhältnisse einmal lagen, hatte Du die Oberhand, und ich habe es bis heute ruhig ertragen. Ich war mehr Dein Untergebener, als Dein Partner. Aber jetzt bin ich endlich frei. Der Himmel hat selbst gerichtet!“

Der aufreizende spöttische Triumph des kleinen Mannes war ganz entschlaglich.

Gähneknirschend zerrte der andere die Truhe vom Tisch und versuchte sie über seinen Kopf emporzuheben. Bei diesen Anstrengungen fiel die obere Lade mit den Juwelen heraus und die Edelsteine rollten auf dem Fußboden herum, zwischen den Blutstropfen, die von den verwundeten Händen des Mannes herabträufelte.

„Höre auf“, brüllte Pelican, „oder ich erschiefe Dich!“

Cratard hörte aber nicht darauf. Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, die Truhe über seinen Kopf zu bringen. Dann ließ er sie mit aller Gewalt auf die Erde des Kamins herabfallen.

Die Truhe blieb unverfehrt — die schredliche Falle hielt fest.

Cratard wollte und fiel in eine tief Ohnmacht.

Plötzlich klopfte es heftig an die Thüre. Pelican ging und öffnete.

„Was ist geschehen? Um Gottes willen, was ist geschehen“, schrie der Büroporchester, als er eintrat.

„Schilden Sie nach der Polizei“, sagte Pelican, „indem er ein Glas Wasser in das Gesicht seines starr daliegenden Feindes schüttelte.“

Und bald wurde die Gemeinschaft der „Herren Cratard & Pelican, Rechtsanwälte“, aufgelöst.

Unnötige Sorge.

„Die Schriftsteller-Familie, die voriges Jahr in der Sommerfrische bei mir war, und so fleißig auf'm Feld geholfen, hat mich in die Stadt eingeladen.“

„No, gehst V nicht hin?“

„Werd' mich hüten! Da müßt' ich ihnen ja anstandshalber beim Schreiben helfen.“

Im Eifer.

„Warum haben Sie meinen Max bestraf, Herr Professor?“

„Weil sich der Bub erstreckte, mir hinter meinem Rücken in's Gesicht zu lachen.“

Wieviel Ahnen hat ein Mensch?

Die Frage ist von fundigen Männern zum Gegenstand interessanter Untersuchungen und Berechnungen gemacht worden, die zu geradezu ungläublichen Ergebnissen geführt haben. Geht man bei den Berechnungen von der Zahl der Geschlechterfolgen aus, so kommen fabelhafte Ahnenreihen heraus. Jeder Mensch hat zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern, sechzehn Ur-Urgroßeltern — bald aber wächst die Rechnung in's Riesenhafte. In der 10. Geschlechterfolge nach rückwärts hat jeder Mensch schon über 1000 Vorfahren, in der 16. Geschlechterfolge schon über 65,000, und bereits mit der 20. Geschlechterfolge hat die Ahnenzahl aber schon eine Milliarde erreicht, und die Zahl der Ahnen, die ein unserer Zeitgenossen zur Zeit Karls des Großen gehabt haben muß, würde die Zahl von acht Milliarden überschreiten. Wenn man nun noch ein Jahrtausend weiter zurückgreifen würde, so kämen Zahlen heraus, die in der Natur überhaupt nur durch Sandkörner oder Wassertropfen dargestellt werden könnten. Diese schier bodenlose Unermeßlichkeit der Zahlen, die die theoretische Berechnung notwendiger Weise ergeben muß, wird allerdings durch praktische Einschränkungen auf ein fahbares Maß zurückgeführt.

Bei jenen Berechnungen hat man nur die Zahl der Ahnen eines einzigen Menschen ermittelt; jeder seiner Zeitgenossen hat aber den gleichen Anspruch auf dieselbe Anzahl von Ahnen, die Ahnenreihe darf daher nicht vereinzelt betrachtet werden. Ferner ist zu bedenken, daß dieselbe Person in der Regel wiederholt erscheint, oder daß Geschwister darunter sich befinden. So scheidet aus der obersten Ahnenreihe aus der Zeit Karls des Großen schon eine Milliarde von Personen aus. Bei Heirathen zwischen Geschwisterkindern fällt schon ein Viertel der obersten Stammreihe weg. Durch jede Blutsverwandtschaft wird aus den obersten Reihen der Vorfahren eine gewisse Anzahl ausgeschaltet. So schmelzen die theoretisch ausgerechneten Milliarden wieder zusammen und man findet es dann nicht mehr gar so erstaunlich, daß es die Menschheit auf der Erde gegenwärtig nur auf eine Einwohnerzahl von etwa 1 1/2 Milliarden Menschen gebracht hat.

Jedenfalls bewahrheiten diese Berechnungen über die Ahnenreihen eines Menschen den schönen Dichterspruch: Alle Menschen, gleich geboren, sind ein adlig Geschlecht.

Weißes und dunkles Fleisch.

Man unterscheidet gewöhnlich zwischen dunklem und weissem, schwerem und leichtem Fleisch. Wer diese Unterschiede an den Tag gebracht hat, weiß ich nicht. Aber der Aberglaube an die Unbedürftlichkeit des dunklen Fleisches ist weit verbreitet. Bei Metzger und bei Laien. Er führte zum Verbot des dunklen Fleisches bei einer Reihe von Erkrankungen, so bei Gicht, Nierenleiden, Magen-, Darm-, Leber-, Bluthgefäßerkrankungen. Professor von Norden-Wien, der seit 10 Jahren über die Chemie des Fleisches und Stoffwechsels eingehende Untersuchungen angestellt hat, tritt in einem Vortrage über Diätische Zeit u. Streitfragen zu Stuttgart gegen das weitverbreitete Schlagwort von der Schädlichkeit des dunklen Fleisches auf. Man fürchtet die Extraktivstoffe des dunklen Fleisches, zumal die harnstoffhaltigen. Dafür aber ist das weiße Fleisch reicher an Zellkernen, die auch Harnsäure liefern. Somit gleicht der Reichtum an Zellkernen beim weißen Fleisch die Wirkung der Extraktivstoffe des dunklen Fleisches aus. Eine Gewichtsheit Kalbfleisch und eine Gewichtseinheit Ochsenfleisch liefert gleich viel Harnsäure. Mithin ist die vorgefaßte Meinung von der Schädlichkeit des dunklen Fleisches unhaltbar. Wissenschaftliche Gründe stehen nicht dahinter. Wildpret z. B. hat dunkles Fleisch, ist aber leichter verdaulich und befeuchtender als das weiße, stimulierendes Schweinefleisch. Bei der Behandlung gewisser Krankheiten, z. B. Gicht, Nierenentzündung, Nervenleiden, ist jedoch nicht nur das Verbot des dunklen Fleisches, sondern auch das des weißen Fleisches am Platze, wenn man den kranken Organismus von der überschüssigen Harnsäure befreien und zur Heilung führen will.

Was im einzelnen die Diät der Gicht anlangt, so warnt der Wiesba-

dener Arzt Dr. D. Ziemssen die Gichtler ganz besonders vor dem Genuß von Geflügel jeder Art, während die diätetischen Vorschriften diesen Patienten gewöhnlich das weiße Fleisch des Geflügels gestatten. Auch Dr. Ziemssen war früher im Lager der „Weißen“, allmählich aber ging er zu den „Braunen“ über. Und zwar nicht aus chemischen Bedenken, sondern rein aus empirischer Erfahrung. Wie bekannt, wird Gichtbalden viel und mit Erfolg von Gichtkranten aufgeschluckt. Dr. Ziemssen fiel es auf, daß diese Patienten — und gerade die Schwerkranken — theils aus russischen Ländern stammten, in denen Maßvieh wenig oder gar nicht vorhanden ist, vielmehr die Nahrung hauptsächlich in Geflügel besteht; theils aus denjenigen europäischen Ländern, in denen, wie z. B. in Frankreich, die Geflügelzucht sehr bedeutend ist. Hierzu kam die weitere Beobachtung, daß diese Patienten, sobald sie in den hiesigen großen Hotels gar zu eifrig dem vorzüglichen Geflügel zusprachen, häufig Gichtanfälle erlitten. Dr. Ziemssen kalkulierte also: Der Stoffumsatz des Hühnervolks produziert, wie aus den Fäkalien ersichtlich ist, Harnsäure in großer Menge. Es ist deswegen nur natürlich, daß sich im Hühnerfleisch die Vorstufen der Harnsäure reichlich vorfinden. Wird nun Hühnerfleisch vom Menschen viel und oft verzehrt, so müssen diesem auch die Vorstufen der Harnsäure in so großer Menge zugeführt werden, daß der menschliche Organismus, bzw. die Verdauungsorgane mit der Harnsäure nicht fertig werden, und daß diese im Körper ausgeschieden und abgelagert wird.

Diese seine theoretischen Erwägungen fand Dr. Ziemssen bestätigt in einer Abhandlung einer Brüsseler Zeitschrift, die ihm ein belgischer Patient übermittelt hatte. In diesem Artikel wird der Nachweis geliefert, daß Hühner, Tauben und überhaupt Geflügel häufig an Ablagerungen in den verschiedenen Körpertheilen (Klaue, Eingeweiden, Leber, Magen, Bauch-, Brust- und Herzfell und besonders in den Nieren) leiden. Diese Ablagerungen sind durch mikroskopische und chemische Reaktionen leicht als Gichtstoffe erkennbar, so daß die harnsaure Diättheorie als dem Geflügel eigentümlich bezeichnet werden muß. Hiernach ist es geboten, die Gichtler nicht vor dem Genuß von Geflügel jeder Art zu warnen.

Eine heitere Szene

spielte sich zu London im Gerichts-saal vor dem Richter Bacon ab. Die Klägerin, eine Wittve, verklagte ihren Wirth, weil er ihren Kater zur Thüre hinausgeworfen hatte. „Es war folche liebe Katze“, sagte sie mit weinerlicher Stimme, „und ich bin eine Wittve.“ Der Angeklagte gab zu, die Katze aus dem Hause geworfen zu haben. Richter: „Sie haben kein Recht dazu.“ Die Klägerin sagte aus, daß der Angeklagte sich auch eine Katze angefaßt habe. Angeklagter: „Das gab Standal.“ Richter: „War es eine Liebesaffäre?“ Klägerin: „O nein! Sie gantien sich.“ Richter: „Blieb der Kater zu Hause!“ (Geisterlich). Klägerin: „Er ging niemals aus.“ Richter (zum Angeklagten): „Sie sagten, der Kater verur-sachte aber Sie dürfen eine Katze ebenfowenig hinauswerfen, wie ein Kind oder die Klägerin selbst.“ Der Richter sagte sodann, er wolle die Höhe der Entschädigung festsetzen und fragte die Klägerin, wieviel der Kater werth gewesen sei. Sie antwortete, daß sie ihn nicht für viele Pfunde hergegeben hätte. Angeklagter (energisch): „Ich werde ihr nicht sechs Pence dafür geben!“ Klägerin: „O, es war folch lieber Kater. Es hat mich ganz aus der Fassung gebracht. Ich konnte die Nächte hindurch nicht schlafen.“ Schließend ordnete der Richter an, daß der böse Wirth der armen Wittve fünf Schilling und die Kosten des Verfahrens zu bezahlen habe.

Kritik.

Dichterling: Ich muß beim Arbeiten rauchen, sonst kommen mir keine Gedanken!“

Freund: „Om, dann würde ich mir an Deiner Stelle doch ein besseres Kraut zulegen!“